

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redakteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bülkerstr. 6.

Nr. 2.

Düsseldorf, 8. Juli 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. M e l s.

2)

„Ihre Nichte ist ein vernünftiges, verständiges, lebenswürdiges, junges Mädchen, und kein einfältiger Backfisch, wie es Ihnen beliebte, sie zu nennen!“ platzte der Obrist heraus.

Die Harmonie war wiederum getrübt — gerade ein und eine halbe Minute lang waren die beiden einer Meinung gewesen.

„Gott steh' mir bei!“ brach es aus der Generalin Brust hervor — „das, dünkt mich, weiß ich doch wohl, wenn Sie es erlauben, ein wenig besser als Sie!“

„Mögen Sie sagen und wissen, was Ihnen beliebt — ich habe Beweise von dem, was ich sage!“

„Die zu vernehmen ich begierig bin!“

„Giebt es einen bessern Beweis ihrer Vernunft und ihres klaren, gesunden Urteils, als den, daß sie meinen leichtsinnigen Herrn Sohn nicht heiraten will?“

Das war zu viel, — das war dermaßen exorbitant, daß es eine entgegen gesetzte Wirkung von der, welche man vielleicht hätte erwarten können, hervorbrachte. Die Generalin blieb ruhig — sehr ruhig! Sie maß den Obristen eine Zeit lang mit einem teilnamsvollen Blicke und sagte dann mit ziemlich besorgter Stimme:

„Werden Sie Ihre Kur dieses Jahr nicht früher als sonst gebrauchen, lieber Freund?“

„Wozu? — hätte Lust, gar nicht in diesem Jahr ins Bad zu reisen: — befinde mich wie ein Fisch im Wasser; wie kommen Sie darauf?“

„Ich meinte,“ — versetzte die Generalin, welcher der Born anfang zu Kopf zu steigen — „ich meinte: daß daß, weil sie so — gewisse Ideen haben — eigentümliche Ideen — die geradezu — . . . mehr als . . . sogar viel mehr als . . . na! ich hoffe, daß sie verstehen, was ich sagen will!“

„Nein . . . zum Geier — ich verstehe kein Wort!“

„Nun, dann wollen wir jegliche Konversation abbrechen!“ rief die Generalin mit einer Stimme, welche ein Schlachtfeld beherrscht hätte, indem sie energisch von ihrem Sessel aufsprang; — „Ihre ewige Rechthaberei schließt jeden Gedankenaustausch aus! — Bei Gott, das ist nicht zum Aushalten!“

— Immer Ihren Willen durchsetzen zu wollen — immer — immer! Und das seit Jahren, — ich weiß beim Himmel nicht, wie mein Seliger und ich das nun fünfzehn Jahre lang ausgehalten haben! Aber diesmal werden Sie doch den Kürzern ziehen! das schwöre ich Ihnen zu! Ich werde Ihnen zeigen, wie wir zu manövrieren verstehen! — Das wäre wahrhaftig noch schöner, wenn solch ein achtzehnjähriges . . . Ding wie meine Nichte es mit einer ehemaligen Divisionskommandantin aufnehmen wollte!“

Und mit festem Schritt trat die Generalin vor den Obristen, und ihre Worte klangen wie — ein Reskript der Kriegsministers, als sie sagte:

„Sie heiratet doch Ihren Sohn!“

Dann kreuzte sie die Arme auf der Brust, wie Napoleon es zu thun pflegte, und begann den unglücklichen Dragoneroffizier mit ihren Augen zu durchbohren. — Dieser trat wohlweislich einen Schritt zurück. — Doch wie ein Sturmwind brauste es ihm entgegen, daß die Fenster des Zimmers davon erzitterten:

„Ich bin mein Lebenslang ein Lamm gewesen: — aber auch Lämmern kann der Lamm schwelgen . . . nein! — ich wollte sagen, auch Lämmer haben Tazen . . . nein! Lämmer . . . Kurz, Sie sollen sehen, ob Sie ihn heiratet oder nicht!“

Der Obrist blieb einen Augenblick, nachdem die Generalin eiligst, aber festen Schrittes das Gemach verlassen, wie angewurzelt — dann atmete er tief auf und endlich — nachdem er beide Enden seines Schnurrbartes in die Länge gezogen — zuckte er gewaltig die Achseln und summtete vor sich hin: „Das war Lükwos wilde, verwegene Jagd!“

Das war aber ein leeres Geschwätz. Aus zweierlei Gründen konnte daran nichts Wahres sein; denn erstens betrachtete die Generalin in militärischen Angelegenheiten einen Obristen stets als ihren Untergebenen und ihren Gemahl als ihren Vorgesetzten. Ersterem gegenüber behauptete sie — während sie sich bei diesem nur: Bemerkungen erlaubte. Und was den nichtmilitärischen Teil ihres Lebens betraf, so mußte es der General von Hohenberg wohl besser wissen — und war auch felsensfest davon überzeugt, daß ein Obrist ebensowenig wie er — ja, daß das gesamte Offiziercorps der fünf Großmächte nicht fähig wäre,

ein Jota an den Meinungen seiner gestrengen Frau Gemahlin zu ändern.

Sie hatte es sich selbst nach der Pensionierung der beiden Freunde zur Aufgabe ihres Lebens gemacht, jene ominöse Distelheimer Affaire in ihr rechtes Licht zu stellen, und Berting war als Belohnung für seinen Heldennut das Los beschieden, mehrere Male des Tages seine von der ganzen Armee anerkannten Verdienste schmälern — ja ganz in Frage stellen zu sehen, nur um das 1849 kompromittierte Renommée der Brigade Hohenberg zu retablieren.

Man sollte glauben, daß der Obrist sich im Laufe von nunmehr fünfzehn Jahren hieran gewöhnt hätte, und daß, um die ihm zur Lebensnotwendigkeit gewordene Frequentation der Hohenbergischen Familie nicht zu kompromittieren, es ihm leicht geworden wäre, der Generalin ihre taktischen und strategischen Schrullen hingehen zu lassen.

Dem war jedoch nicht so! Der Ruf der Bertingischen Dragoner war ihm ebenso ans Herz gewachsen, wie der Generalin der der Brigade Hohenberg, und es schien ihm nicht erlaubt, den Ehrentag seiner Reiter antasten zu lassen. Welche Situationen sich in einem fast täglichen Zusammensein aus diesen sich haarscharf einander gegenüberstehenden Meinungen bildeten, wird sich der Leser leicht vorstellen können, nach dem Speziemen einer solchen Diskussion, welches wir im Beginn dieser Erzählung geliefert haben.

So lange der General lebt, war er das vermittelnde Element, und wenn es nötig war, warf er sogar seine Autorität als Divisionschef in die Waage, um von seinem „Untergebenen“ eine momentane Beilegung der Streitigkeiten zu erzielen, aber seit seinem Tod hatten sich im Lauf dieser Jahre die Gegensätze dermaßen zugespitzt, daß eine Katastrophe fast täglich zu befürchten war; — zumal da es jetzt nicht einmal mehr der Affaire bei Distelheim genügte, um ein Streitobjekt stets unter der Hand zu haben, welches doch, wie wir gesehen haben, nach fünfzehnjährigem Gebrauch nicht im geringsten abgenutzt war.

Des Obristen Sohn Alfred, ein Kavallerie-Lieutenant, sollte durchaus die Nichte der Generalin heiraten. Es war dies die Tochter ihrer jüngsten Schwester, welche eine Mesalliance gemacht, d. h. nicht einen höhern Militär, sondern nur einen einfachen Regierungspräsidenten geheiratet hatte, den nicht einmal ein Freiherrntitel Gnade vor den Augen der empörten Generalin finden ließ. Nach dem Tode der Eltern war die Baronesse Sophie von ihrer Tante an Kindesstatt angenommen worden und diese hatte es sich zur zweiten Lebensaufgabe gestellt, die Nichte zu den richtigen Familientraditionen zurückzuführen und sie zu einer militärischen Heirat zu bewegen. Nun wollte sie das sobald wie möglich arrangieren, denn sie fühlte sich alt werden und ihr Wunsch war, daß alles in Ordnung in der Welt ihrer Gedanken und ihrer Familie sei, wenn sie einmal die Augen schloße — oder, wie sie sich aus-

zudrücken pflegte: „gezwungen wurde, den großen Müßzug anzutreten“.

Daß sie auch hier auf unerwartete Schwierigkeiten stieß, die sie aber mit klarem Feldherrnblick und energischem Handeln zu überwinden hoffte, haben wir gesehen!

Die Dispositionen einer ehemaligen Divisionärin konnten und durften doch nicht an dem Eigensinn eines achtzehnjährigen Mädchens scheitern — die noch dazu nicht einmal die Tochter eines Generals war — also von der Strategie nicht den entferntesten Begriff hatte — die das Reglement von 1832 nicht kannte — und Clausewitz langweilig fand!

III.

Nachdem Obrist Berting den Refrain des Rörnerschen Jägerliedes beendet hatte, stieß er ein energisches „hm“ aus und machte seine Lieblingsbewegung, die Spitzen seines Schnurrbartes ausziehen, mehrere Male hintereinander.

Dann begann er im Zimmer auf und ab zu gehen und einer alten Gewohnheit gemäß ziemlich laut vor sich hinzusprechen.

„Das heißt,“ sagte er, „die gute Frau ist so ein bißchen — hm! — Doch auch in ihrem Unverstand liegt Freundschaft für uns und ein gewisser Grad von . . . Logik! Denn . . . hm! — sie hat Recht! Warum will denn die Sophie eigentlich meinen Sohn nicht zum Mann? — Das heißt, wie ich der Generalin bereits sagte — die Sophie hat schon ganz Recht, ihn nicht zu wollen — ich an ihrer Stelle thäte das nämliche; — ja aber — ich an meiner Stelle, als Vater . . . hm! — Das ist doch eigentlich verlegend, und zum Teufel! — Ich weiß nicht, ob der Junge sich das so ruhig gefallen lassen darf?“

Er schwieg einige Augenblicke und arbeitete mit den Fingern in seinem Backenbart, was bei ihm das Zeichen des tiefsten Nachdenkens war.

„Ja, was ist da zu thun?“ fuhr er fort, — „der Mensch macht sich aus dem Mädchen nichts — das ist klar — sie sich nichts aus ihm, das ist noch klarer; aber ein schmucker Lieutenant — mein Sohn kann sich doch nicht so mir nichts dir nichts einen Korb geben lassen — das geht doch nicht! — Das schadet ihm — macht ihn lächerlich! — Ich weiß wohl, daß das Mädchen Recht hat — ganz Recht; aber . . . Donnerwetter der Kopf thut mir weh — was ist da zu machen?“

Wer weiß, welche Migraine sich der ehemalige Dragonerobrist noch durch zu scharfes Nachdenken über dieses Problem zugezogen hätte, wenn er nicht durch ein ihm wohlbekanntes Geräusch aus seinen Reflexionen aufgeweckt worden wäre. Heftiges Pferdegetrappel erdröhnte auf dem gepflasterten Vorhofe und fast gleich darauf durchtönte Säbel- und Sporengelirr das Vorzimmer. Die Thür öffnete sich und ein junger, hochgewachsener Offizier stürmte herein.

„Guten Morgen, Papa!“ rief der Lieutenant Alfred von Berting, „bin scharf geritten! — Fünfunddreißig Minuten vom Kasernenthor — prächtiges Tier meine Arabella — guten Morgen, Papa!“

Und dabei ergriff er die Hand des Obristen und drückte dieselbe in seinen beiden, und ehe jener noch zu Worte gekommen war, fuhr er fort:

„Es ließ mir keine Ruhe, Papa — muß mich wieder einmal bei Ihnen bedanken. — Meine Gläubiger feiern heute ein Freudenfest!“

Der Obrist räusperte sich — während der Lientenant sich in ein Fauteuil warf und die Beine ausstreckte.

„Ich hoffe,“ sagte jener, „daß dieses das letzte Mal ist, daß Du mich zwingst, Deine Schulden zu bezahlen, denn wenn es nicht das letzte Mal sein sollte, so würde ich . . .“

„Bedauere, Ihre Hoffnungen nicht teilen zu können, Papa,“ unterbrach der Sohn, „wozu soll man sich einer thörichten Selbsttäuschung hingeben?“ Und dann eine ernste Miene annehmend, fügte er in einem sehr gewissenhaften Tone hinzu: „Glauben Sie mir, lieber Papa — ich werde noch manchmal Schulden machen!“

Der Obrist war durch dieses offenherzige Geständnis einen Augenblick lang frappiert, dann sagte er:

„Eine trostvolle Perspektive eröffnest Du mir da! — Aber wozu machst Du denn eigentlich Schulden, Teufelskerl? Hast eine sehr anständige Gage, eine mehr als dreifache Zulage meinerseits und kommst damit nicht aus? — Das ist mir wahrhaftig unbegreiflich!“

Alfred von Verting sah wie ein pensionierter Schulmeister aus, als er in fast weinerlichem Tone erwiderte:

„Die Lebensmittel sind so horrend teuer, Papa — denken Sie, die ganze Kartoffelernte ist mißraten!“

Der Obrist konnte nicht ernst bleiben — er lachte laut auf, indem er seinen Sohn in das Ohr kniff. (Fortsetzung folgt.)

Das Sprüchwort im deutschen Recht.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Von den Sprüchwörtern der Eichenharth'schen Sammlung, welche sich auf das Eherecht beziehen, lebt nur noch eins im Volksmunde fort. Wir sagen noch heute, um die innige Gemeinschaft der Eheleute zu bezeichnen: „Mann und Weib sind ein Leib“. Dieser Ausspruch wurzelt im gräuesten Altertume und hängt zusammen mit den hohen Begriffen der germanischen Volksstämme von der Heiligkeit der Ehe und mit den Rechten, welche die germanische Hausfrau im Gegensatz zur romanischen genoss. Eine ähnliche Redewendung findet sich im Sachsenspiegel. An einer Stelle, an welcher die Grade der Verwandtschaft mit den Gliedern des menschlichen Körpers verglichen werden, heißt es: „An dem Haupte soll man verstehen Mann und Weib, die ehelich und redlich zusammengekommen sind“. — Aus der Fülle des Interessanten sei es gestattet, noch ein auf das Eherecht bezügliches Sprüchwort und seine Entstehung mitzuteilen, obgleich dasselbe bei gänzlich veränderten Verhält-

nissen veraltet ist. Dem altdeutschen Rechte zufolge mußte der Bräutigam die Braut kaufen. Das Kaufgeld, Wittemon genannt, bildete den Braut-schatz. Nach Zahlung desselben und nach dargebrachtem Ehrentunk durfte er die Erforene öffentlich küssen, und zum Zeichen dessen steckte er ihr einen Ring an den Finger, welchen nur Brautleute und ehelich Verbundene tragen durften. Von diesem Zeitpunkte ab hatte der Bräutigam gewisse Rechte auf die Braut, und namentlich konnte ohne seine Einwilligung das Verlöbniß nur bei Zahlung einer hohen Buße rückgängig gemacht werden. Dies Verlöbniß und die aus der Verlobung entspringenden Rechte bezeichnete man mit dem Sprüchwort: „Ist der Finger beringt, so ist die Jungfer bedingt“, d. h. mit andern Worten: die Braut kann sich nur unter gewissen Bedingungen vom Verlöbniß frei machen. Einen Anklang an dieses Sprüchwort finden wir in dem mecklenburgischen Sprüchwort: „Dre Söhlinge is de olle Koop“ wieder, auch war es in Mecklenburg bis in das 17. Jahrhundert hinein Sitte, bei Verlöbnissen 3 Sechslinge für die künftige Trauung zu bezahlen.

„Art läßt nicht von Art“, sagen wir heute noch, ohne uns der furchtbaren Bedeutung bewußt zu sein, welche dieses Wort für den alten Kriminalprozeß und namentlich für den Hegenprozeß hatte. Art läßt nicht von Art, deducierte der Hegenrichter und verbrannte die Tochter so gut wie die Mutter, weil das verwandtschaftliche Verlöbniß nach den rohen Rechtsbegriffen der oft gepriesenen guten alten Zeit den Verdacht der Mitschuld begründete. Verdacht und Verurteilung aber waren im Hegenprozeß identisch. Und so fest war man von der entscheidenden Bedeutung jenes Sprüchwortes für den Kriminalprozeß überzeugt, daß Rechtsgelehrte die Anwendbarkeit desselben in langen Abhandlungen verteidigen konnten.

Auch in dem uns geläufigen Sprüchwort: „Das Hemd ist mir näher wie der Rock“, steckt ein alter kriminalrechtlicher Grundsatz. Er enthält die moderne Lehre von der Notwehr. Jedermann, so deducierten die alten Rechtsgelehrten, ist zwar verpflichtet, seinen Nächsten zu lieben und ihm Gutes zu thun, wird man aber angegriffen und an Leib und Leben bedroht, so ist man befugt, sich seiner Haut zu wehren, sei es auch auf Kosten des Nächsten. Derselbe Gedanke, in die moderne Rechtssprache übersetzt, findet sich in unserm Strafgesetzbuche wieder.

Ueble Erfahrungen müssen unsere Voreltern mit Vormündern und Vormundschaften gemacht haben, denn ein altes Rechtsprüchwort erklärt geradezu: „Es wird nie ein treuer Vormund gefunden“. Entschuldigend und treuherzig sagt Eichenharth über dasselbe: „Dieses Sprüchwort ist vermutlich zu solchen Zeiten bekannt geworden, ehe man in Deutschland das Vormundschaftswesen besser eingerichtet hatte.“ Ein zweites, auf das Mündelwesen sich beziehendes Sprüchwort lautet: „Bei vielen Hirten wird übel gehütet“. Dasselbe will Zank und Streit verhüten und warnt davor, einem Mündel mehr als einem Vormund zu geben.

Der Rechtsgrundsatz, welcher in dem Sprichworte: „Wer sähet, der mähet“, enthalten ist, findet sich im preußischen Landrechte in andere Worte gekleidet und an gewisse Bedingungen geknüpft wieder. Für das ältere Recht ist das Sprichwort im engeren Sinne wörtlich zu nehmen und im weitern Sinne bezieht es sich auf gewisse Arten des Eigentums-erwerbes, deren nähere Betrachtung hier zu weit führen würde. Auf den Erwerb von Eigentum, und zwar auf den Erwerb durch Schenkung, bezieht sich auch das Sprichwort: „Einem geschenkt Gaul soll man nicht sehen ins Maul“. Unter diesem, von einer Gewohnheit beim Pferdehandel hergenommenen Bilde verbirgt sich der Rechtsgrundsatz, daß wegen der Mängel einer geschenkt Sache Ansprüche auf Gewährleistung nicht erhoben werden können.

Bezug auf das Erbrecht der Ehegatten hat das Sprichwort: „Der Letzte schließt die Thüre zu.“ Unter den Worten „der Letzte“ ist der überlebende Ehegatte zu verstehen. Derselbe „schließt die Thüre zu“ und zwar für alle übrigen Verwandten des Verstorbenen, da er mit Ausschluß aller andern der alleinige Erbe wird. Auf das Erbrecht der Kinder, auf welches der elterliche Nachlaß zu gleichen Teilen übergeht, bezieht sich das oft gebrauchte und allbekannte Wort: „Gleiche Brüder, gleiche Rappen“.

Echt deutsch ist das kernige Wort: „Ein Wort, ein Mann“. Dasselbe bezieht sich auf den mündlichen Abschluß von Verträgen. Manneswort genügt zur Gültigkeit des Vertrages, und was der Mann versprochen hat, daran soll er nicht drehen und deuteln. Wortbruch machte ehr- und rechtlos. Erst später wurde die schriftliche Vertragsform eingeführt; aber erst das eindringende Römische Recht vermochte es, die uralte einfache Vertragsform der Deutschen durchgreifenden Aenderungen zu unterwerfen. In unvermitteltem Gegensatz zu jenem Rechtsgrundsatz steht das Sprichwort: „Eine Notlüge schadet nicht“. In- dessen belehrt uns Eisenharth, mit welchem Rechte, mag dahin gestellt bleiben, daß mit dem Worte „Notlüge“ nicht die wirkliche, unter allen Umständen sündlich und verwerflich bleibende Lüge gemeint, sondern daß jenes Wort als identisch mit dem Worte „Verstellung“ aufzufassen sei. Eine solche aber soll erlaubt sein, wenn man den Zweck hat, eines andern Schaden abzuwenden.

Unter der Rubrik „von Verbrechen und Strafen“ bringt unser Autor eine große Anzahl von Sprichwörtern, von denen wir die bekanntesten ohne Zusatz aufführen, weil ihre Bedeutung sich aus dem Wortlaute ergibt. Dahin gehören: „Gedanken sind zollfrei“, „Not hat kein Gebot“, „Mitgegangen, mitgehangen“, „Der Fehler ist so gut wie der Stehler“, „Wer sich in Gefahr begibt, verdirbt darin“, „Narrenspiel will Raum haben“ u. s. w. Spaßhaft ist es, unter dieser selben Rubrik das Sprichwort zu finden: „Einen Kuß in Ehren, kann niemand verwehren“. Die Erklärung dazu ist so charakteristisch für das ganze Buch und für die biedere und treuherzige Schreibweise des Verfassers, daß wir dieselbe wenigstens zum Teil ihrem Wortlaute nach wiedergeben

wollen. Eisenharth erklärt uns: „Das Küßen gehört unter diejenigen Handlungen, welche theils als etwas Unschuldiges, theils als etwas Strafbares angesehen werden können, je nachdem andere Umstände damit verbunden sind. Das gegenwärtige Sprichwort handelt von dem erlaubten Küßen“. Hier wird von einem Ehrenkuß gehandelt, der zum Zeichen einer wahren Freundschaft, oder einer Ausöhnung, oder auch von Amts wegen, wie bei verschiedenen feierlichen Handlungen noch gewöhnlich ist, jemand gegeben wird, und wozu man auch einen Kuß rechnen kann, welcher bei einem erlaubten und unschuldigen Spiele, wie beim Pfandspiele, einem Frauenzimmer gegeben wird. Ein solcher Ehrenkuß soll nicht als eine Beleidigung angenommen werden, weil ihn die Gewohnheit der Sitten und manchmal die Amtspflicht erfordern und erlauben.“ Das mögen die Leserinnen sich merken, deren schöne Augen ein günstiges Gesicht auf diese Zeilen lenken sollte. — Von Rechts wegen!
(Schluß folgt.)

Eine Stunde im Redaktionsbureau.

„Der Herr Doktor wird gleich zurückkommen“, versicherte der Schreiber, und ein junger Mann, der ungeduldig schon seit einer Weile im Zimmer auf und abgegangen, hörte diese „beruhigende Versicherung“ mit einem Seufzer nun schon zum dritten Male!

Ergebungsvoll wirft er sich in den lederbezogenen Fauteuil, dem einzigen annähernd bequemen Möbel in dem Redaktionsbureau des Herrn Doktor.

Der so ungeduldig Erwartete ist nämlich kein „Doktor“ für körperliche Leidende, sondern die Zuflucht aller derjenigen „Leidenden“, die Erleichterung finden in der Ablagerung ihrer Gefühle auf dem geduldigen Papier, und die ihre „Schöpfungen“ seinen Händen übergeben, um — je nachdem — von ihm das Todesurteil darüber zu empfangen, oder die Verordnung einer nötigen Amputation des zu lang oder zu breit Gerathenen, oder den Rat, eine zu kräftig sprudelnde poetische Ader zu unterbinden. Am liebsten aber hört jeder natürlich aus seinem Munde den Ausspruch: daß dem also Geschaffenen die Lebensfähigkeit sicher ist.

Der junge Mann gehört auch zu diesen „Bevorzugten“, die sich im Besitze eines „goldenen Hirnes“ glauben und die man sich kaum vorstellen kann ohne Manuscript in beiden Rocktaschen.

Auch jetzt zieht er ein sauber gefaltetes Heft heraus. Im Redaktionsbureau selbst, gewissermaßen auf „geheiltem Boden“ seine Geistesproduktion noch einmal prüfen zu können, das muß dem Schriftsteller doch von Nutzen sein, hier müssen ihm die Augen aufgehen für alle Fehler, die sich etwa eingeschlichen.

Nur einen langen, prüfenden Blick wirft er auf die Wände des Zimmers, wo Regal an Regal steht, alle gefüllt mit Heften und einzelnen Blättern, die eine täuschende Aehnlichkeit haben mit dem in seinen Händen befindlichen Heftchen, diskret wendet er das Auge vom Schreibtisch, der in genialer Unordnung bedeckt ist mit Briefen, Proben von Holzschnitten, Räthselösungen und Rebusaufgaben. Das alles

will berücksichtigt, beantwortet und bezahlt sein, denkt er mit einem Seufzer und vertieft sich in das Lesen seines Ersilingswerkes.

Nur leise hört er aus der Nebenstube das Geräusch der über das Papier gleitenden Feder des Schreibers.

Als er das Auge das nächste Mal aufschlägt, steht vor ihm eine sonderbare Gestalt, im bestaubten, unscheinbaren Rock, aus dessen Brusttasche ein Paket beschriebenen Konzept-Papiers hervorragt. Am Nerkel hängt ihm gar ein langes Spinnewebe hernieder.

„Kommen Sie auch zu uns dorthin!“ ruft er freundlich grüßend und nach den Brettern an der Wand hin nickend. „'s ist freilich kaum noch Platz da, aber wenn Sie sich ein bißchen schmal machen, geht's wohl noch. Scheinen überhaupt nicht gerade verwöhnt und nicht Frau Fortunas Lieblingssohn zu sein, dem schäßigen Rock nach zu urteilen!“

Der junge Mann erhebt sich, verlegen — halb beleidigt durch die Anrede.

„Meine Mutter ist eine geborene . . .“, beginnt er eine Erklärung, doch läßt ihn das sonderbare Männchen nicht weiter reden.

„Papperlapapp“, sagte er ärgerlich, „das ist hier ganz egal, wer Vater oder Mutter ist, wir sind alle selbständige Wesen, die in die Welt geschickt werden, um sich einen Namen zu machen. Sehen Sie mal dort das Fräulein an! seit vielen Jahren sitzen wir nebeneinander da auf dem obersten Regal und ich weiß noch heute nichts weiter, als daß sie „Gedankenspäne“ heißt; das ist für mich genug — wer sie so getauft hat, ist gleichgültig, denn der Name wird doch vergessen.“

Dabei sieht der junge Mann mit Staunen, wie ein altes Fräulein geschickt die Holzbretter heruntersteigt und knixend vor ihn tritt. Mit der einen Hand hält sie das großblumige Kleid in die Höhe, daß man die roten Hackschuhe sieht, die andere umfaßt einen großen Strickbeutel, aus dem ein eng beschriebenes Manuskript hervorblickt.

„Warten Sie auch auf den Herrn Redacteur?“ fragt sie lächelnd. „Ach, der kommt gar nicht, glaube ich; wenigstens warte ich nun schon so viele Jahre, daß er sich meiner erinnern soll! Die ganze „*fraicheur*“ ist von meinen „Gedankenspänen“ verschwunden, und es waren doch so rührende, so schöne Gedanken darin; alles Aussprüche von meiner Großmutter, die mit der Nabel von Barnhagen so intim war und nur immer „geistreich“ sprach!“ Dabei blickt sie wehmütig auf den radikal herab und zieht das Papier heraus. „Als besondere Vergünstigung würde ich Ihnen erlauben —“

Aber das graue Herrchen unterbricht das Fräulein ungeduldig. „Meine Beste, das ist unmöglich interessant für unsern jungen Freund hier. Nehmen Sie dies,“ fährt er mit Pathos fort, die Papiere aus der Brusttasche ziehend, „das ist Wahrheit. „Selbsterlebtes“ heißt dies Manuskript, was hoffentlich nun bald zum Druck gelangen wird, aber schnell, sonst überschütten die „Andern“ Sie mit ihren Schreibereien“, fügt er verächtlich hinzu, „sehen Sie, wie sie heranstürmen!“

Und wahrlich — der junge Mann traut seinen

Augen kaum; immer mehr Gestalten kommen herabgestiegen und treten zu ihm heran, junge und alte — Männlein und Fräulein, alle mit großen, zusammengekniiften Konzeptbogen in der Hand; eine Staubatmosphäre umgibt ihn mit einem Mal, als wären lange unberührt gebliebene Akten ausgeschüttelt worden.

„Nehmen Sie dies,“ rief eine lecke, fröhliche Mädchenstimme, „ich bin jung wie Sie; wir werden uns bald verstehen und gleichen Geschmack haben, wenn auch der langweilige Redacteur behauptet, es fehle meiner Novelle an Handlung, an Effekt. Es ist die glühendste Liebesgeschichte, die man sich denken kann —“

„Nein nein,“ unterbricht eine kugelrunde Matrone die Anpreisung. „Liebe und immer wieder Liebe; davon wird keiner satt. Hören Sie auf mich, bester Herr, wenn Sie Ihren schmalen Backen etwas aufhelfen wollen, so lesen Sie hier meine Anleitung zur naturgemähesten Pflege des Körpers, gestützt auf die praktischen Erfahrungen einer Hausfrau. Bin ich nicht eine lebende Illustration zu meinem Werkchen? Und doch legt mich der Redacteur *ad acta* und entzieht der Mitwelt meine wertvollen Mitteilungen!“

Dem jungen Manne vergeht fast Hören und Sehen, so wird von allen Seiten auf ihn eingestürmt, immer höher wird der Berg von Manuskripten, die er auf seinem Schoß niederfallen sieht — jedes will gelesen sein. Aber ein langer Arm reicht von oben herab über alles weg, so daß er gerade mit der Nasenspitze noch den blauen Pappdeckel berühren kann, und eine lebensmüde Stimme sagt:

„Folgen Sie meinem Rat, junger Mann, lassen Sie alles bei Seite — lesen Sie nur dies von mir Geschriebene. Ich denke, der Redacteur muß in nächster Zeit Einsehen haben und zum Druck meines nur mit einer Schiffe „Eingesandt“ schreiten. Die Bescheidenheit verbot mir meinen Namen zu nennen; aber es wird Furore machen. Es sind Photographien der Gefühle eines Geheften — fünf Minuten vor seinem Tode.“

Aber ehe der junge Mann das Heft aufschlagen kann, tönt über alle hinweg eine Stimme an sein Ohr und veranlaßt ihn, dahin zu sehen, von wo sie kommt. Sie gehört einer mageren Gestalt im engen, schwarzseidenen Kleide, eine rote Rose prangt an der Stelle, wo die äußerste Spitze des Herzens in dem engen Brustkasten liegt.

„Ich werde Ihnen die Sache erleichtern, junger Mitarbeiter von dem Werk, die Menschheit durch die Schöpfungen unseres Geistes zu erleuchten,“ ruft sie, herablassend mit dem Papierbogen winkend; „mein Manuskript brauchen Sie nicht zu lesen, ich werde es Ihnen vortragen, denn es ist mit unauslöschlichen Lettern in mein Gedächtnis eingepreßt. Es ist: „Eine Elegie auf den Trümmern eines niedergebrannten Schafstalles!“ und lautet:

Traurig, mit dem Stab in seiner Rechten,
Unter der ihm sonst leibeigenen Herde —“

Dem jungen Manne stehen die Haare zu Berge. Ist das, womit er heut so hoffnungsfreudig hergewandert, sein eigenes Manuskript, nicht auch eine Elegie! eine Elegie, die er in den stimmungsvollen

Abendstunden geschaffen, und nun wurde sie hier so lächerlich gemacht — so parodiert! Mit einer hastigen Bewegung erhob er sich aus dem bequemen Sessel um die ganze Last von seinem Schoß abzuwälzen und sich frei zu machen von den unheimlichen Gestalten und blickte plötzlich in ein lächelndes Gesicht ihm gegenüber — er starrte die leere Stube an, die doch eben noch gefüllt war — die Regale an den Wänden, auf denen ganz ehrbar Hest an Hest gedrängt liegt —

„Verzeihung!“ stottert er dem heimgekehrten Redacteur entgegen und greift nach seinem Hut — „ich wollte, ich hatte keine Ahnung von dem, wie es hier zugeht, es muß ja schrecklich sein, Redacteur zu heißen — noch einmal verzeihen Sie, ich komme nie wieder.“

Und damit will er das Zimmer verlassen, ängstlich das Manuskript verbiegend vor den Augen desjenigen, dem er es doch eigentlich hat bringen wollen.

Zum Glück hat dieser aber ein mitfühlend Herz und vielleicht auch Menschenkenntnis.

„Mein Schreiber hat mir gesagt, daß Sie seit einer Stunde auf mich gewartet und zuletzt einen kleinen Nachmittagschlaf in meinem Sorgenstuhl gemacht haben“, sagte er lächelnd. „Ich hoffe, Sie haben keine Gespenster hier gesehen in diesen ersten Räumen; Ihr erschrockenes Gesicht sah beinahe so aus.“

Fünf Minuten später saßen der „Herr Doktor“ und der angehende Autor friedlich nebeneinander und lachten von Herzen über die „alten Scharteken“, die den Anfänger so bange gemacht hatten.

Hoffen wir, daß sein Manuskript ein besseres Schicksal hat! (Th. v. R. im „Sonntagsbl.“)

Die „Königin im Blumenreide“.

Die Zeit der Rosen ist wieder einmal da. Mit Recht wird diese schöne Blume die Königin im Reiche derselben genannt, denn wie keine andere vereinigt sie Vollendung der Form, Pracht der Farbe und Herrlichkeit des Duftes in sich. Sie ist der Inbegriff aller Schönheit, sowohl bei den Dichtern des Altertums, als auch bei denen des Mittelalters und der Neuzeit, und in Sage und Geschichte spielt sie eine hervorragende Rolle. So läßt der griechische Lyriker Anacreon die Rose zugleich mit der Venus aus dem weißglänzenden Meereschaume erstehen, auf welche die Götter dann voller Entzücken bei ihrem Anblick Nektar träufelten, wodurch die herrliche Blume ihre rote Färbung und ihren köstlichen Duft erhielt. Nach einer andern Sage hat Aphrodite die weißen Rosen in rote verwandelt, als sie von glühender Leidenschaft für den schönen Adonis ergriffen war. Als sie erfuhr, daß der Geliebte verwundet im Haine von Paphos liege, eilte sie, ihrer zarten Füße nicht achtend, zu ihm hin, durch dornenreiche Rosenbüsche, deren weiße Blüten sie mit ihrem Blute trankte und die seitdem die Farbe der Liebe tragen. Der Aphrodite und dem Amor, diesen beiden Repräsentanten der Liebe in der griechischen und römischen Götterwelt, war die Rose deshalb auch geweiht; jedoch

auch dem Bacchus, der Diana, den Mufen und den Horen ist sie als Attribut gegeben. Die Heimat der Rose ist nach einer orientalischen Sage das Paradies, und von einem Rosenstocke, den Eva bei der Vertreibung des ersten Menschenpaares aus dem Garten Eden sich von dem Cherub zum Andenken erbat, stammen all die zahlreichen, über die ganze Erde verbreiteten Rosenarten ab. In der That ist wohl das nordwestliche Asien als Heimat der Rose anzusehen; von dort her rührt auch das berühmte Rosenöl. Bekannt sind die herrlichen Rosengärten von Schiras im berühmten Stammlande der Perfer, nicht minder berühmt die Rosen in Hindostan. In den „hängenden Gärten“ der Semiramis soll die Rose gleichfalls in ausgedehntester Weise kultiviert worden sein; den Höhepunkt der Kultur erreichte sie aber zur Zeit des höchsten Luxus der Römer. Um Rom waren alle Felder derartig mit Rosen bepflanzt, daß für den Anbau von Nahrungsfriichten kein Platz mehr übrig blieb, was einen römischen Tribun zu der Aufforderung an die Ägypter veranlaßte: „Sendet uns Korn, wir wollen Euch dafür Rosen geben.“ Aber auch in Ägypten wurde ungeheurer Luxus damit getrieben. So erzählt man von Kleopatra, daß sie bei einem Gastmahl zu Ehren des Antonius den Fußboden des Speisesaals so hoch mit Rosen bedecken ließ, daß seine Netze darüber gespannt werden mußten, damit die Gäste in den Rosenmengen nicht versinken möchten. Ebenso hatte der Kaiser Nero in einem Speisesaale die Einrichtung getroffen, daß sich auf seinen Wink von der Decke aus die Rosenmengen auf die Teilnehmer des Festes herabgossen. Diese schmückten sich auch sonst Haupt und Schultern mit Rosengewinden und Rosenkronen, und über der Tafel waren an der Zimmerdecke stets Rosen zu Ehren des Komos, des Gottes heiterer Geselligkeit, befestigt. Daher rührt auch die Redensart: *sub rosa dictum*, d. h. im Vertrauen gesprochen, wie ja auch im deutschen Sprichwort die Rose vorkommt, z. B. Keine Rose ohne Dornen. Aber nicht nur zum Schmuck und als Sinnbild der Verschwiegenheit kam sie auf die Tafel der Alten, sondern sie wurde auch gastronomisch verwertet. Bei den Gastmählern der Griechen spielten verschiedene Arten Rosenpuddings eine Hauptrolle und noch manche andere Speise erhielt als Zusatz Rosenwasser und Rosenwein. Im Mittelalter war die Rose auch eine Hauptingredienz der verschiedensten Arzneimittel, weshalb sie in den Klostergärten als Nutzpflanze kultiviert wurde. In der katholischen Kirche ist sie der Jungfrau Maria geweiht, welche selbst als eine *rosa mystica* verehrt und beispielsweise in dem lauretanischen Lobgesang, nach welchem Raphael bekanntlich seine herrlichen Madonnenbilder komponierte, „Du geistliche Rose“ angeredet wird. Der Jungfrau Maria zu Ehren führte auch der heilige Dominikus den bekannten Rosenkranz, die Gebetschnur, ein, die ursprünglich aus zu Kügelchen gepreßten Rosenblättern bestand. Auch in vielen Heiligenlegenden nimmt die Rose eine hervorragende Stelle ein. Im Mittelalter begann man ferner, sie als ein deutungsreiches Sinnbild in Wappen aufzunehmen; viele Städte- und Geschlech-

ter-Wappen haben eine Rose im Schilde, auch Martin Luther hatte eine solche in dem seinigen. Weil das Geschlecht der Lancaster eine rote und das der York eine weiße Rose im Wappen führte, erhielten sogar die Kämpfe, welche diese beiden Häuser um den Thron von England ausfochten, den Namen danach und werden der Kampf der roten und weißen Rose genannt. Weniger blutig sind die Kämpfe, die in einer großen epischen Dichtung des Mittelalters, „Der große Rosengarten“ (vielleicht von Heinrich von Ofterdingen), geschildert werden und in welchem die Prinzessin Kriemhild zu Worms die Könige Etzel und Dietrich von Bern zum Zweikampf in den Rosengarten einladet. Der Lohn des Siegers soll ein Kuß und ein Rosenkranz sein. Nicht minder anmutig ist die Erzählung „Laurin oder der kleine Rosengarten“, die aus derselben Zeit (1336 bis 1500) herrührt. Von neuern deutschen Dichtern hat in überaus zarter Weise Ernst Schulze die Königin im Blumenreiche in seiner „Bezauerten Rose“ besungen, in glühvollen Versen Friedrich Rückert. Und wer kennt nicht das alte herrliche, von Goethe in vollendete Form gebrachte Volkslied: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“, oder das Heinesche Frühlingsslied, in welchem es so herzgewinnend heißt: „Wenn Du eine Rose schau'st, sag' ich laß sie grüßen!“ oder Scheffel's Sang des Trompeters von Säckingen:

„Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n . . .“

So haben sowol die deutschen Sängere als auch die Dichter Arabiens, Syriens und Persiens, Chinas und Japans von jeher die Rose als Königin im Blumenreich gepriesen, und immer wieder erklingen neue Lieder ihr zu Ehren.

(H. Sundelin in den „N. N.“)

Eine anmutige Liebesgeschichte mit frohem Schluß

weiß die „New-Yorker Revue“ vom 18. Juni nach dem Leben zu erzählen.

„Der Hamburger Postdampfer „Gellert“, Kapitän Kühlewein, hatte auf seiner letzten Reise nach New-York wiederum weit über 1000 Passagiere an Bord. Aus allen Gauen Deutschlands und den angrenzenden Staaten, ja sogar vom hohen Norden, aus Rußland, Schweden, Norwegen und Dänemark waren die Europamüden herbeigekommen, und gewährte diese „gemischte“ Gesellschaft, wie sie auf einem solch großen Ozean-Steamer, wie der „Gellert“ einer ist, dem Besucher sich zeigte, ein äußerst interessantes, fesselndes Bild. — Der „Gellert“ war soeben an seinem Pier in Hoboken vor Anker gegangen. Auf Deck herrschte ein ungemein reges Leben. Risten und Kisten wurden mit Blitzschnelle aus dem Rumpfe des Schiffes in die Höhe befördert, und ein jeder Passagier war bemüht, sein Gepäck ausfindig zu machen. Das bunte Durcheinander ließ den Zuschauer kaum einen Ruhepunkt auf dem großen Deck erspähen und finden.

Nur an der dem Pier gegenüber liegenden Steuerbordseite des „Gellert“ war es ein wenig ruhiger. Hier stand neben dem Eingang zur zweiten

Kajüte eine Gruppe mecklenburgischer Bauern, große, kräftige, breitschulterige Männer in ihrer Landestracht. Sie standen da, ziemlich verdutzt umherschauend, als ob sie nicht wüßten, wohin sie sich zu wenden, oder was zu thun sei. Aber unter ihnen erblickte man ein junges, niedliches Mädchen. Ihre Gesichtsfarbe war rosig, das Haar hellblond, und die Augen konkurrierten mit dem Azurblau des Himmels. Achtzehn Jahre alt mochte das Mädchen sein. Sie trug auch nicht ein bäuerisches Gewand, sondern war nach modernem städtischem Schnitt gekleidet; die unter ihrem Promenadefleid kokett hervorguckenden Stiefelchen ließen einen kleinen allerliebsten Fuß erkennen, ihre Taille war zum Umspannen, und das lammfromme, dabei verweinte Gesichtchen, umrahmt von einem italienischen Strohhütchen, hätte einem Maler das Motiv zu einer Porträt-Studie gegeben. Die liebevolle Jungfrau bot einen seltsamen Kontrast zu den robusten, wettergebräunten Männergestalten, die sie umgaben.

Der Schiffskapitän näherte sich dieser Gruppe und sagte: „Was ist mit dem Fräulein?“ Die Männer blieben stumm. Das Mädchen aber drückte ihr Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich.

Da trat einer der ältern Männer vor und nahm sich ein Herz zum Sprechen: „Herr Kapitän,“ so begann er, „das ist Anna Krüger, und sie kommt aus Mecklenburg. Kein Verwandter ist bei ihr; aber wir sind alle ihre Freunde, und sie hat nicht nötig, so zu weinen. Wir lassen ihr kein Leids geschehen.“ Als das Mädchen ihren Namen nennen hörte, blickte es auf und schaute durch die hellen Thränen nach dem Sprecher. Ihre Gesichtszüge zeigten einen feinen Schnitt, und ihre blauen Augen waren beschattet von dem hellblonden, frei über die Stirn sich ringelnden Haar. — „Sie hat“, erzählte der Mann weiter, „keinen von ihrer Familie mit an Bord, weil sie von Haus weggelaufen ist. Sie hat die Ihrigen immer und immer wieder gebeten, sie möchten sie ihrem Ludwig Harder nachreisen lassen; aber sie litten es nicht. Wir wußten gar nicht, daß Anna mit auf dem Schiffe war, und bekamen deshalb einen großen Schreck, als wir, nachdem der „Gellert“ die Elbe passiert, Anna unter den Kajüten-Passagieren gewahr wurden, da wir nur Zwischendeck fahen. Sie und Ludwig Harder waren Schulgenossen, und als Anna älter wurde, wurde Harder ihr Freier. Aber der alte Krüger, Annas Vater, wollte von der Heirat nichts wissen, da Harder keine eigene Hofstelle besaß. Deshalb ging Harder vor zwei Jahren nach Amerika, um dort sein Glück zu machen. Er schrieb Anna, daß er gut vorwärts gekommen, und sie sollte nachkommen, dann wollten sie heiraten. Sie beantwortete alle seine Briefe, und er schickte ihr auch das Heiratsgeld und das Geld zu den schönen Kleidern, die Anna jetzt trägt. Sie sagte uns, daß sie ohne unser Wissen an Harder geschrieben, sie werde mit uns fahren, und er soll darauf ihr geantwortet haben, er werde sie in New-York bei Ankunft des „Gellert“ an dessen Pier in Hoboken in Empfang nehmen und vom Bord holen. Nun sind wir aber hier, und er ist nicht da. Das ist, weshalb das Mädchen weint. Der Platz, wo Annas Bräutigam wohnt, liegt bei Bruckerville

im Norden Wisconsin. Wir kamen herüber, eben weil wir gehört haben, daß es ihm gut gehe. In Mecklenburg gehört das Land den reichen Bauern und Gutsbesitzern, und wir mußten für sie in Tagelohn arbeiten. Der war sehr klein, und da wir hörten, daß Harder kaum ein halbes Jahr in Amerika gewesen wäre, als er schon eine Farm hatte, so dachten wir, wir könnten ja auch herüber kommen, nach Wisconsin gehen und dort ebenfalls eine Farm kriegen. Wir sind beim Arbeiten aufgewachsen und gesund und stark. Weshalb sollte es uns nicht auch in der neuen Welt glücken?“

Der Kapitän wollte sich tröstend an das Mädchen wenden, da eilte ein Steward der 2. Kajüte herbei und rief: „Ludwig Harder ist da!“ Einen Augenblick, und Anna und ihre Freunde eilten ihm entgegen. Annas Haarlocken flatterten im Luftzug, so hurtig sprang sie dem Bräutigam entgegen. — — Und da stand er, der ängstlich Ersehnte, ein großer, schöner, junger Bursch, mit hellem, geringeltem Haar, gleich dem Annas, der er die offenen Arme entgegenstreckte. Sie flog ihm entgegen, und im nächsten Augenblick ruhte ihr Kopf an seiner Brust. Nun schluchzte sie vor lauter Freude, und treuherzig schaute er mit seinen blauen Augen zu ihr herab. — —

Am andern Tag zog die ganze mecklenburgische Kolonie, Ludwig Harder und Anna Krüger mitten drin, nach dem Pennsylvania-Bahnhof. Lustig waren sie alle, und das Nächste, was der alte Krüger von seiner heimlich auf und davongegangenen Tochter hört, wird wohl sein, daß sie die Frau des Farmers Ludwig Harder in Wisconsin geworden.“

Das Menschenmögliche.

Das britische „Journal für Zahnwissenschaft“ bringt als Kuriosum aus einer amerikanischen Zeitung folgende Annonce: „Roger Giles, Chirurg, Küster u., Komfort, Essex, gibt sich die Ehre, Damen und Herren anzuzeigen, daß er ihre Zähne auszieht und Hühneraugen schneidet, so daß er zu den niedrigsten Preisen Blasen zieht und Stück für Stück zu einem Penny Medizin abgibt. Verkauft Gevatterschnaps, Streichriemöl und unternimmt, der Damen Nägel das Jahr hindurch in Ordnung zu halten. Jungen Damen und Herren wird das Kunststück des Einreibens gelehrt, sowie die Grammatiksprache in kürzester Zeit, ebenso Aussprache, Psalmfingen. Er lehrt die Maultrommel und unterrichtet junge Damen in Guitarre und spielt Oboe. Schottisch, Polka und andere Tänze werden gelehrt zu Hause und in anderer Leute Haus. Verkauft alle Arten Papier und Schreibhefte, als da sind Buchstein und alle andern Arten Konfekt, wie z. B. Bienenwachs, Briefmarken und Schwefelholz; Kartoffeln, Rhabarber, Würste und anderes grüne Gemüse; auch Obst wie Zwieback, Zwiebeln, Zahntoche, Del und Blechware und andere Nahrungsmittel. Salbe, Sirup, Essig und andere Arten Eisenwaren. Er hat ferner ein Lager von Sülzen, Porzellan, Glaubersalz, Zuckerstangen und andern Pickels, wie z. B. Auster, Aepfel und Bier wie auch Seide und Atlas, Feuerherdplatten

und alle Arten Medizin, nämlich Wachsputzen, Rasirmesser, Schwarzwälderuhren, Roste und frisch gelegte Eier. — P. S. Ich gebe auch Vorlesungen über die Geographie.“

Ich will!

Ich will! das ist ein kräftig Wort,
Es schaffet lustig fort und fort.

Ich muß! das ist ein armer Knecht,
Er thut die Arbeit schlecht und recht.

Ich darf! wie das sich höflich schmiegt,
Und bettelnd auf den Knien liegt.

Ich kann! das läßt noch frei die Kraft,
Und duldet keine feige Haft.

Wer muß, der darf nicht, was er kann,
Und will nicht, was er darf und muß.

Ich will! das ist der Schenkelschluß,
Mit dem sein Schicksal zwingt der Mann,

Gleichwie ein Kößlein, ob es bäumt,
Und knirschend in die Stange säumt.

Johannes Nordmann.

Rätsel.

Wenn dich auf deinen Lebenswegen die Erste schreckt,
Wenn Stürme dir die Zweite rauben,
So denk' in hoffnungsvollem Glauben
Der Zeit, da dich das Ganze deckt.

Auflösung des Rätsels in vor. Nr.:

Leib mußt du zum Leben haben,
Sonst laß in **Gile** dich begraben.
Le ist ein fremdländischer Artikel,
Vilte weiß, doch kein Karnickel.
Esbe ist naß, **Ei** zerbrechlich,
Die **Liebe** ist unaussprechlich.
Herr **Veibel** ist ein Reichsbote,
Veil bracht' manchen schon zu Tode.
Elle ist freilich kein Gewicht,
Der Regen macht **Vibi** zu nichte.
Veibiel ist eine See,
Die **Gibe** wächst hoch in die Höh'.
Bibel schreibt von **Gli**,
Daß er ein frommer Mann gewesen sei.
Bille liegt in fränk'chen Landen,
Vor **Bill** ist Respekt vorhanden
Bei Freund John Bull. — **Libelle**
Tanzt überm Wasser. Nun bin ich so frei,
Da **Esbe** kommt, dies Rätsel jetzt zu schließen;
Denkst Du ein wenig nach, wirst Du's zu raten wissen.

Richtig angegeben von Emma Leimberg,
Meide bei Hilben.